

Michael Blume

## Evolutiongeschichte der Religion – Glauben stärkt Kooperation und Reproduktion

Mitteilungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte Bd. 29, 2008, S. 21 – 38

### Zusammenfassung

Michael Blume zeigt auf, dass die Evolution der Religiosität keinesfalls abgeschlossen sei, sondern andauere und dass Religiosität einer Gemeinschaft einen direkten darwinischen Überlebensvorteil biete. Als Stifter für Kooperations- und Reproduktions-Chancen nennt Blume: den gemeinsamen Glauben an ein mögliches Leben nach dem Tod, von welchem schon Bestattungsrituale in der Altsteinzeit zeugen; den Glauben an übernatürliche Akteure, welche belohnend und bestrafend eingreifen können, mit dem Zivilisationsniveau aber zunehmend abstrakter werden; die „Einforderung kostspieliger Rituale“ (Blume 2008, S. 21), den Wettbewerb und somit die Umwelt-Anpassung der Religionen und den „Vorteil der sexuellen Selektion“ (ebda.), wodurch Familien stabiler und zuverlässiger werden. Schliesslich zeigt sich ein empirisch überprüfbarer Reproduktionsvorteil von gläubigen Gesellschaften.

### Forschungsgeschichte und Forschungsrelevanz

Obwohl die Evolution der Religion, der Religiosität und der (auch nicht religiösen) Menschen und deren Interdependenzen im Grunde eine lange Forschungstradition aufweisen, wurden sie wieder vergessen oder verdrängt. Blume nennt nicht nur Durkheims Religionssoziologie, sondern auch Friedrich August von Hayek, welcher bereits den reproduktiven Nutzen von Religiosität vermutet habe (vgl. S. 21f.). In den 1990er Jahren wurde dies vom Demografen Herwig Birg empirisch erhärtet. Aber erst mit David Sloan Wilson, welcher 2002 die Reproduktionsvorteile einzelner Religionen überprüfte, sei eine neue Forschungstradition eingeläutet worden. Trotzdem werde im öffentlichen Diskurs hauptsächlich der Widerspruch von Evolution und Religion thematisiert. Blume erwähnt in diesem Zusammenhang den bekannten Zoologen und Religionskritiker Richard Dawkins (vgl. S. 22). Erst mit dem Internet und neueren Methoden sowie einer grösseren Interdisziplinarität können neue Erkenntnisse gewonnen, empirisch überprüft und verortet werden (vgl. ebda.).

### These

Michael Blume vermutet, dass Religiosität einen evolutionsbiologischen Vorteil mit sich bringen müsse, da sie sonst wenig Sinn mache. Die lange Lebensdauer verschiedener Religionsgemeinschaften und ihr hoher Reproduktionsanteil in lassen diesen Schluss zu. Ins Zentrum stellt blume die Frage nach dem Reproduktionsvorteil der Religionen (vgl. S. 21).

Blume legt seiner Argumentation eine neuro-biologische, evolutiv gewachsene Basis zugrunde, welche die Bereitschaft, an übernatürliche Akteure zu glauben, erst möglich macht. Er verfolgt drei Argumentationsstränge, welche er durch wissenschaftliche Erkenntnisse und vor allem durch empirische Erhebungen untermauert:

1. Glaube an übernatürliche Akteure als Produkt der Evolution
2. Wettbewerb (Selektion) der Religionen durch kostspielige Rituale
3. Sexuelle Selektion und Reproduktionsvorteile in religiösen Gemeinschaften

### Biologische Evolution und übernatürliche Akteure

Der Glaube an übernatürliche Akteure, welche die Handlungen der Individuen beobachten sowie strafend und beobachtend eingreifen, fördert gemäss Blume das regelkonforme Verhalten. Bereits Hayek habe die Religion als Traditions-Wächter genannt. Religionen stiften den Gemeinschaften Regeln, Vertrauen und generieren dadurch ein höheres Kooperations-Niveau. Sie helfen auch emotionale, psychische und physische Anomie-Situationen (Tod, Schmerz) zu verarbeiten, sind sinnstiftend und halten zu moralischem Verhalten an (vgl. S. 22f.).

Blume zieht neurologische Erkenntnisse und empirische Ergebnisse bei, um diese Aussagen zu untermauern. So stellte Pascal Boyer (2004) fest, dass in gewissen Gehirnregionen, all die Voraussetzungen

entstehen, welche für den Glauben nötig sind. Es mache mehr Sinn, potentiell gefährliche Zeichen als solche ernst zu nehmen, denn sie zu ignorieren. (vgl. Blume 2008, S. 22).

Dem Stirnhirn (präfrontaler Cortex) wird eine wichtige Funktion im Zusammenhang mit Religiosität zugeschrieben. Es zeige in derselben Zeitspanne der Evolution des Homo Sapiens und Neanderthalensis ein dynamisches Wachstum, in welcher auch erste rituelle Bestattungen nachgewiesen werden können. Die Bestattungen garantieren laut Blume in dreifacher Hinsicht für Religiosität. Sie sind sowohl kostspielige Rituale, sie stabilisieren Vertrauen und Kooperationsbereitschaft und sie sorgen durch das transzendente oder diesseitige weiterleben der Ahnen für übernatürliche beobachtende Akteure (vgl. S. 36). Ein durch den Glauben an übernatürliche Akteure geprägtes Verhalten konnte in verschiedenen Experimenten überprüft werden. So konnte Bering (2006) beispielsweise den Glauben von Kindern an ein Leben nach dem Tod sowie deren Beeinflussung durch übernatürliche Akteure nachweisen. Er untersuchte zudem die „Rechtschaffenheit“ von Studenten, die sich von übernatürlichen Akteuren beobachtet fühlten. Er und Norenzayan (2007), welcher ähnliche Experimente durchführte, kamen zu vergleichbaren Ergebnissen: Probanden, die religiös geprimet wurden oder sich beobachtet glaubten, zeigten ein moralischeres Verhalten als die Kontrollgruppen. Neuere Gen- und Zwillingsforschungen bestätigen eine neurobiologische Basis für diese Bereitschaft für religiöses Verhalten. (vgl. Blume 2008, S. 23f.).

### Selektion durch kostspielige Rituale

Blume fasst die Untersuchungsergebnisse des Anthropologen Richard Sosis (2005) zusammen. Dieser hat die Langlebigkeit religiöser Gemeinschaften in den USA und in Israel untersucht. Religiöse Gemeinschaften erwiesen sich stabiler als säkulare. Zudem scheinen gerade Gemeinschaften, welche kostspielige und aufwändige Rituale einfordern, eine grössere Lebensdauer aufzuweisen. Dies sei darauf zurückzuführen, dass so Trittbrettfahrer abgewehrt werden, was (kostspieligen) religiösen Gemeinschaften einen Wettbewerbsvorteil verschaffe (vgl. Blume 2008 S. 25). Das Vertrauen und damit die Kooperationsbereitschaft würden durch den hohen Eintrittspreis ebenfalls gestärkt.

Je grösser und komplexer die Gemeinschaft werde, desto abstrakter seien die Gottheiten und desto genereller die Gebote. Blume erwähnt Sanderson (2008), der diesen „Wettbewerb“ der Gottheiten ebenfalls thematisiert hat (vgl. Blume 2008, S. 26).

### Reproduktionsvorteile in religiösen Gemeinschaften

Obwohl er den Reproduktionsvorteil ins Zentrum stellt, nennt Blume das Zölibat als „erfolgreich evolvierte Institution“ im Wettbewerb der Religionen (ebda.). Nicht nur Mönche und Pfarrer aus Adelsfamilien, auch Religionsstifter selbst wie Jesus und Buddha oder indianische Asketen werden als Beispiele beigezogen: Diese hätten wie auch heutige Missionare erstens die wachsende Population in Krisenzeiten durch Kinderlosigkeit entlastet und zudem Ringe von anderen Zölibatären geschaffen. Da sie nicht den Verdacht erwecken, nur für die eigenen Nachkommen sorgen zu wollen und da der Prophet fern seiner Heimat mehr gelte, seien sie prädestiniert für die Mission, wo sie dann jedoch die Vermehrung predigen

Zudem werde für genetische Durchmischung gesorgt (vgl. Abb.1 / S. 27f.). Dies sei weitaus fruchtbarer als Religionen, welche wie die Shaker von allen Mitgliedern Enthaltsamkeit fordern und in der Folge aussterben könnten, weil Mission die einzige Reproduktionsmöglichkeit darstelle (vgl. S. 29).

Blume betont, dass die Reproduktion, also der Grad der Vererbung von Merkmalen aus rein evolutionsbiologischer Sicht der wichtigste Messwert für den Erfolg sei. Er zitiert den Evolutionspsychologen Harald Euler (2004)

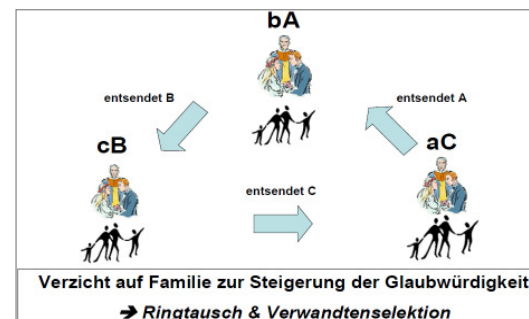


Abb.1: „Durch Ringtausch ihres Wirkungsortes können Zölibatäre ihre religiöse Glaubwürdigkeit erhöhen und damit Überlebens- und Reproduktionsvorteile auch für ihre Verwandten organisieren“ (Blume 2008, S. 27)



und den Anthropologen Craig Palmer (2008), welche diese Aussage unterstützen (vgl. Blume 2008, S. 29). Von dieser Prämisse her werden denn auch die zahlreichen empirischen Untersuchungen beleuchtet, welche die Reproduktionsthese stützen

### Empirische Ergebnisse

Die Häufigkeit religiösen Praktizierens korreliert positiv mit der Anzahl Kinder (vgl. Abb. 2). Dies ergab eine Studie auf Basis einer ALLBUS-Zählung in Deutschland 2006, welche 2007 von Dominik Ernste ausgewertet wurde (vgl. Blume 2008, S. 29)

Einen ähnlichen Befund zeigt eine Auswertung der australischen Volkszählung von 1996 (vgl. Abb. 3). Hier wurde zusätzlich der Bildungsstand erhoben. Lutheranerinnen mit Hochschulabschluss wiesen sogar eine durchschnittlich grössere Kinderanzahl auf als solche mit Bachelor-Abschluss.

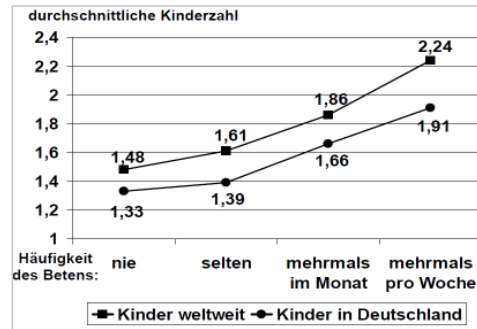
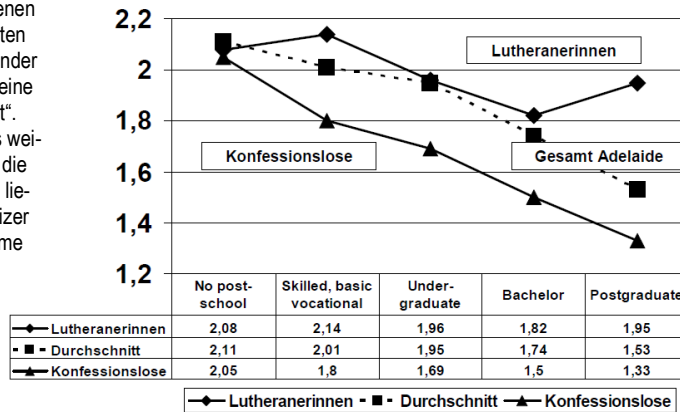


Abb. 2: Religiosität und Kinderzahl (Blume 2008, S. 28)

Für die Schweiz gibt es Daten aus dem Jahr 2002. Die Volkszählung zeigt, dass alle erhobenen Religionszugehörigkeiten eine höhere Anzahl Kinder mit sich bringen als „keine Religionszugehörigkeit“. Hindus und Moselmes weisen Spitzenwerte auf, die beiden Landeskirchen liegen unter dem Schweizer Durchschnitt (Vgl. Blume 2008, S. 30).

Anzahl Lebendgeburten 40-44jährige Frauen nach Religion & Bildung, Adelaide (Australien) - Volkszählung 1996



Daten: Newman & Hugo 2006. Grafik: Blume 2008

Abb. 3: Religiosität und Kinderzahl (Blume 2008, S. 28)

### Empirische Ergebnisse zu „Gretchens Klugheit“

Blume betont, dass die meisten Religionen, bzw. Kirchen, wenn auch von Männern repräsentiert und geleitet, so doch von Frauen getragen werden (vgl. S. 33). Dies mache insofern Sinn, als dass die Frauen ihren Mann auch nach Religiosität selektieren. Zur Illustration zitiert Blume die Stelle der „Gretchen-Frage“ in Goethes Faust. Für eine Frau könne die Religiosität des Mannes für Treue, Unterdrückung promiskuen Verhaltens und für moralische Handlungen garantieren. Daher profitieren Frauen mindestens so stark von restriktiven Religionsvorschriften wie Männer, welche im Gegenzug ehrenhafte Ämter bekleiden können (S. 31ff.).



Diese starke Einbindung der Frauen in die Kirche zeigt sich unter anderem an der Freiwilligenarbeit, an der „Stärke“ des Glaubens und am Festhalten an restriktiven Regeln (Abb. 4-7). Unter anderem seien in Umfragen mehr Muslimas für das Tragen des Kopftuchs als männliche Moslems (Vgl. S. 33f.).

Blume kann mit diesen Daten nicht nur den Vorteil der Religiosität bei der sexuellen Selektion nachweisen, sondern auch den direkten Reproduktionsvorteil. Dies lässt ihn zum Schluss kommen, dass Aussagen, wie diejenige des Altsteinzeitexperten Gerhard Bosinski (2006), dass Bestattungen keinerlei evolutionen Sinn hätten, hinterfragt werden müssen. Gerade die darin gezeigte Religiosität führe zu einer gesteigerten Kooperationsbereitschaft und zu erhöhter Reproduktion (vgl. Blume 2008, S. 36).

### Blumes Fazit

Blume fordert mehr Interdisziplinarität in der zukünftigen Forschung zur Evolution der Religion. Viele Funde könnten im Licht der evolutionären Religionsforschung neu interpretiert werden. Zudem seien die Bestattungskulturen „interdisziplinär zu erkunden“. Auch die Geschlechterfrage müsse neu gestellt werden (ebda.).

### Fragen/Diskussion

Im Hinblick auf aktuelle Fragen religiöser Praktiken (Kopftuch im Islam) könnte die Rolle der Geschlechter neu diskutiert werden. Sind Christentum und Islam als patriarchalische Religionen tatsächlich Religionen, die vor allem den Männern dienen?

Blume beschreibt die Menschen als „Teil eines biologischen und kulturellen Evolutions- und Emergenzprozesses [...], der sich weiter entfaltet“, wobei die Religiosität „natürlich evolviert“ sei (S. 37).

Inwiefern könnte man dem widersprechen?

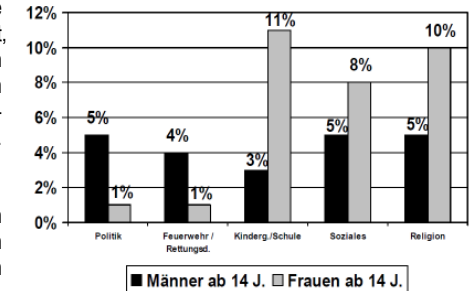


Abb. 5: Ehrenamt. Baden Württemberg 2004  
Quelle: (Blume 2008, S. 33)

### Verurteilung von Ehebruch Allbus 2002

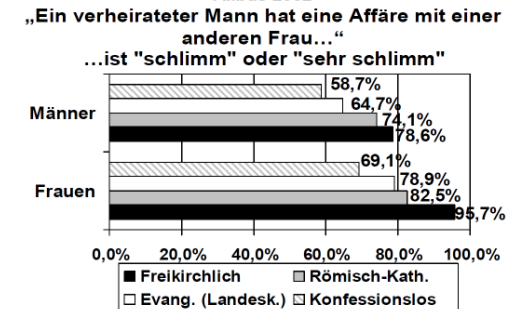


Abb. 6: Quelle: (Blume 2008, S. 33)

### Wie glaubwürdig schätzen Sie ein... 1 = starker Unglaube bis 5 = starker Glaube

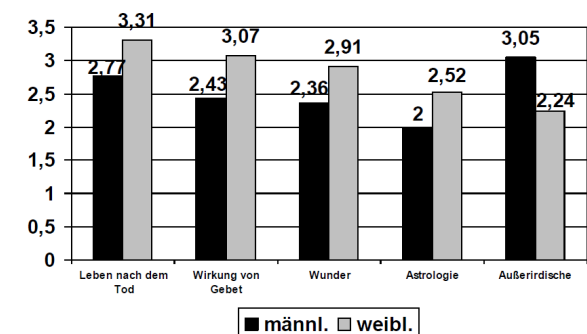


Abb. 7: Glaube der Geschlechter. Universität Kassel 2004  
Quelle: (Blume 2008, S. 34)